



**Der General Guillaume.**

Erzählung von Emil Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Schönheiten in Murcia?“ wiederholte der Pariser verwundert; „der Major findet hier Schönheiten? Sie sind wohl mit unbewaffnetem Auge nicht sichtbar, denn ich bin nun sechs Monate hier, will mich aber auf der Stelle guillotiniern lassen, wenn ich etwas anderes gesehen habe, als Berge, auf denen man die Pferde zu Schanden reitet, gelbbraune Weiber und ranzigen Käse.“

„Sie hassen Spanien, Cordier?“

Er zuckte die Achseln mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Verachtung.

„Ich?“ sagte er. „Das arme Land! Warum sollte ich es hassen? Man weiß es ja, daß man außerhalb Paris keinen civilisirten Menschen erwarten darf; es ist hier wie überall; jedes Land hat seine Vorurtheile und seinen Charakter; der ist hier der Geruch von ranzigem Oele.“

„Von ranzigem Oele?“

„Das ist das wahre Kennzeichen des spanischen Volkes, Major; es gehört zu dem Leben desselben. Sie mögen ein Rasgout essen, ein Glas Wein trinken, an einem Mönche vorbeigehen, überall werden Sie einen und denselben Geruch finden. Eben hat der General einen Kellner beinahe erschlagen, weil er ihm Milch brachte, die den Nationalgeschmack hatte.“

„Es ist ein General hier?“ fragte ich.

„Das wissen Sie nicht? Der Vater Guillaume ist da.“

„Der Baron?“

„Er hat die Garnisonen in der Provinz visitirt.“

„Und kehrt nach Murcia zurück?“

„Nein, er begiebt sich für den Augenblick auf sein Schloß.“

„Besitzt der General ein Schloß?“

„Ja, seine Frau hat es ihm zugebracht.“

„Ach, ich erinnere mich, von seiner Verheirathung mit einer reichen Spanierin gehört zu haben.“

Cordier zuckte die Achseln, sah sich um und setzte leiser hinzu:

„Ja; der alte Bär hat sich mit einer Spanierin verheirathet. Begreifen Sie das?“

„Warum nicht? Sie soll sehr schön sein.“

„Bah!“ entgegnete der Quartiermeister; „sie sieht aus wie alle Maurinnen hier zu Lande: eine Haut wie Luchten, und Augen, die einen immer erstechen zu wollen scheinen. Sie sind ein Philosoph, würden Sie sich verheirathen, wenn Sie fünfzig Jahre alt wären, elf Wunden und nur ein Auge hätten? Uebrigens hat ihn die Maurin nur mit Widerstreben geheirathet, blos um ihre Familie zu retten, welche in eine Verschwörung gegen die Franzosen verwickelt war.“

„Der General war also verliebt?“

„Wie ein Lauber.“

„Nun, Jeder nimmt das Leben von der Seite, die ihm gefällt,“ antwortete ich; „was kommt auf das Alter und die Gebrechen des Barons an, wenn er in dieser späten Ehe das Glück findet?“

„Er!“ entgegnete Cordier, indem er sich von Neuem bebächtig umsah, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand hören könnte; „seit er eigene Wirthschaft hat, wird er seines Lebens nicht mehr froh.“

„Warum glauben Sie das?“

„Wir erfahren es alle Tage zu unserem Schaden. Er läßt uns seinen Kerger darüber entgelten, daß er nichts besitzt, was der Sennora Beata gefallen könnte. Wir müssen büßen für sein graues Haar, und besonders für sein verlorenes Auge; das ist seine empfindlichste Stelle, und er ist so wüthend darüber, einäugig zu sein, daß er Jeden, der zwei Augen hat, für seinen Todfeind hält. Wer wird auch in die Rüsse gehen, wenn man keine Zähne mehr hat!“

„Und Beata?“ fragte ich.

Cordier wurde ernst.

„O, sie,“ sagte er, „sie sieht und hört, spricht aber nie; deshalb weiß auch Niemand, was sie denkt, außer etwa Don Perez.“

„Ein Freund?“

„Nein, ein Verwandter, der, wie man sagt, in den Guerrillas gedient hat, und meiner Meinung nach mit diesen Spitzbuben noch immer in Verbindung steht. Er ist übrigens für einen Spanier nicht sehr häßlich. Seit den acht Tagen, die er hier ist, weicht er nicht von der Sennora.“

„Und der Baron duldet es?“



„Er fürchtet seine Frau zu kränken, wenn er den Better fortschickt, denn Beata führt ihn am Gängelbände und würde ihn, wenn sie wollte, vermögen, vor jeder Mahlzeit zu beichten. Er gehorcht, aber er ist wüthend dabei, und die Maurin mag ihm ja nicht zu viel trauen.“

„Was sollte sie zu fürchten haben?“

„Das weiß ich nicht, aber dem Pater Guillaume könnte eines Tages das einzige Auge geöffnet werden, und wenn das geschieht, spaßt er nicht.“

Der General war Mönch gewesen, bevor er die Uniform angelegt hatte, weshalb er Pater Guillaume genannt wurde, unter welchem Namen er in der ganzen Armee bekannt war. Seine Feinde beschuldigten ihn sogar, er habe aus seinem Klosterleben in seinen neuen Stand Nachsicht, Härte und Egoismus mit herübergenommen. Sein Ruf als Soldat war dagegen ein glänzender. Man kannte seinen Muth, seine unermüdlige Thätigkeit und seine Ausdauer. Napoleon pflegte zu sagen, der Pater Guillaume sei ein Mauerbrecher, der jedes Hinderniß niederwerfe.

Während der Quartiermeister das eben Erzählte mir berichtete, erschien ein Bedienter auf der Schwelle der Posada und befahl, den Wagen des Barons heranzubringen.

„Wer hat das angeordnet?“ fragte Cordier.

„Die Sennora,“ antwortete der Diener.

„So müssen wir aufstehn,“ fuhr der Husar fort; „die Sennora wartet nicht gern. Kommen Sie nicht auch nach dem Schlosse Lucar, Major?“

„Nein, ich bleibe diese Nacht hier.“

„Und morgen?“

„Reise ich nach Jaén weiter.“

„So werden wir einander nicht wiedersehen.“

„Aber Wahrscheinlichkeit nach. Leben Sie wohl, Cordier.“

„Glückliche Reise!“

Wir reichten einander die Hand zum Abschiede und der Quartiermeister begab sich zu seinen Husaren, die er aufsetzen ließ.

Fast in demselben Augenblicke trat der Baron Guillaume aus dem Wirthshause.

Ich hatte ihn nie gesehen, aber seine Persönlichkeit entsprach der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte, so vollkommen, daß ich ihn auf den ersten Blick erkannte. Er war klein und dick und trug einen Rock mit Schnuren, dessen Neuheit und Glanz sein gemeines Gesicht noch mehr hervorhob. Reisesstiefeln, die ihm offenbar zu eng waren, eine Sammetmütze, die er so gesetzt hatte, daß der Schirm seinen Schatten auf das linke — verlorene — Auge fallen ließ, wildlederne Handschuhe und eine Reitpeitsche vervollständigten seinen Anzug.

Er ging einige Schritte in dem Hofe hin, stellte sich vor das Husaren-Peloton und musterte dasselbe mit seinem einzigen aber desto schärferen Auge; wahrscheinlich fand er nichts zu tadeln, denn er drehte sich schnell wieder um und sah nach der Thüre der Posada hin. Die Sennora Beata war eben dort in Begleitung ihres jungen Better's erschienen.

Ihr Teint hatte jene goldfarbige Blässe, die lebhafter ist, als selbst die blühende Frische, und ihre schwarzen Wimpern verhüllten Augen, aus denen Blicke gleich Blitzen schossen. Ihre Formen waren reizend und in ihren Bewegungen lag etwas Liebeweckendes, das sich nicht beschreiben, nicht erklären läßt.

Sennora Beata hatte, als sie in der Thüre des Wirthshaus'es erschien, eine Hand auf den Arm ihres Better's gestützt, bei dem Anblicke des Generals zog sie dieselbe aber zurück und schritt allein auf den Wagen zu, der sie erwartete.

Don Perez folgte ihr. Er war ein junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, mit edlen Zügen, hohem schlankem Wuchse, und jener theatralisch stolzen Haltung, die man selbst bei den gemeinsten Nachkommen des Eid findet. Als er an dem Wagen angekommen war, zögerte er mit dem Einsteigen, aber die Sennora Beata winkte ihm und er stieg nun rasch hinein.

Der Baron, der, während er Cordier noch einige Befehle gab, von der Seite nach dem Wagen schielte, unterbrach sich bei diesem Anblicke und drehte die Reitpeitsche zusammen.

„Sollen wir dem Wagen in einiger Entfernung folgen, General?“ fragte der Quartiermeister.

„Warum in einiger Entfernung?“ entgegnete der Pater Guillaume barsch.

„Ich dachte, weil der Herr General mit der Frau Gemahlin . . .“

„Schon gut.“

„Ich dachte, es könnte Ihnen lästig sein, Reiter so ganz in der Nähe zu haben . . .“

Eine finstere Wolke strich über die Stirn des ehemaligen Kapuziners.

„Siehst Du nicht, daß der Better dabei ist?“ rief er unwillig aus.

„Ach ja, Sie haben Recht,“ entgegnete der böshafte Pariser sehr ernst; „wir können also neben dem Wagen bleiben?“

Der Baron warf ihm einen wüthenden Blick zu.

„Man wird thun, was man als Chef der Escorte zu thun hat,“ sagte er, „und wenn es Herr Cordier vergessen hat, wird er es im Arrest lernen.“

Cordier zog den Säbel an die Achsel an, ohne zu antworten; der General ging zu seiner Frau und rief: „Vorwärts!“ worauf der Wagen, gefolgt von der Bedeckung, rasch von dannen fuhr. Ich sah ihnen nach, bis sie auf der Straße von Lucar mit aus den Augen verschwunden waren, dann ging ich in das Wirthshaus hinein.

Ich glaubte ein gutes Abendessen und ein gutes Nachtlager zu finden, aber das Sprichwort: man soll nie die Rechnung ohne den Wirth machen, drückt in Spanien buchstäblich die Wahrheit aus und ist gewiß von einem Spanier erfunden worden. Diejenigen, welche vor mir in dem Wirthshause zu Calasparsa gewesen waren, hatten die Vorräthe, besonders aber den guten Willen des Wirthes gänzlich erschöpft, der, da ich allein war, sich wegen der Gefälligkeit, die er dem General hatte zeigen müssen, sich an mir schadlos zu halten Willens zu sein



schien. Als ich ihn nach einem Bett und einem Abendessen fragte, antwortete er ernsthaft, das Feuer sei ausgegangen, alle seine Zimmer wären besetzt und ich müßte anderswo ein Unterkommen suchen.

Wenn ein Wirth sagt, man müsse anderswo ein Unterkommen suchen, so heißt das stets, es gebe nichts zu suchen und man sei gänzlich in seinen Händen. Ich wußte bereits, daß es in Calaspara nur das eine Wirthshaus gebe, in welchem ein Franzose ohne Gefahr absteigen könnte, und um an einem Kloster anzuklopfen, war es zu spät. Ich bemühte mich also, den Wirth auf andere Gedanken zu bringen und wendete nacheinander Bitten, Versprechungen und Drohungen an, alles vergebens; er blieb unerschütterlich. Nach langem Unterhandeln erhielt ich endlich noch einen Ueberrest von Speisen, die ich aber vor Ekel nicht essen konnte, und einen Strohsack in einer Bodenkammer, in welcher die Maulthiertreiber zu schlafen pflegten. Ich war indes so müde, daß ich mich sogleich niederlegte und auch sofort einschlief.

Die Erinnerungen an das, was ich gesehen und gehört hatte, verließen mich auch im Schlafe nicht; tausend lächerliche Verlegenheiten peinigten mich abwechselnd und während ich träumte, der Wirth und Sennora Beata wollten mich zwingen, Kapuziner zu werden, wurde heftig an die Thüre geklopft, so daß ich aus dem Schlafe und Traume aufsprang. Ich richtete mich erschrocken auf. Auf der Treppe sprachen mehrere Personen und nannten meinen Namen.

„Wer ist da und was will man von mir?“ rief ich, während ich unwillkürlich nach meinem Degen griff, den ich stets neben mich legte.

„Ich bin es, Major,“ antwortete eine bekannte Stimme.

„Gordier?“

„Ja; fürchten Sie nichts und machen Sie schnell auf.“

Ich stand auf und zog den Riegel an der Thüre zurück; der Quartiermeister trat rasch ein.

„Was giebt es?“ fragte ich etwas erschrocken.

„Ich komme im Auftrage des Generals, um Sie zu holen,“ sagte er, indem er die Lampe, welche er in der Hand hielt, auf einen Tisch stellte; „er wünscht Sie sogleich zu sehen.“

„Ist ein Unglück in dem Schlosse geschehen?“

„Nein.“

„Was zum Teufel kann er von mir wollen?“

„Ich weiß es nicht, aber vor einer halben Stunde ließ er mich wecken; ich begab mich zu ihm in sein Zimmer, wo er mit großen Schritten auf- und abmarschirte und die Hände in die Ärmel gesteckt hatte wie während einer Schlacht. „Weißt Du einen Chirurgen aufzutreiben?“ fragte er mich. Ich dachte sogleich an Sie und antwortete also, der Arzt des achten Regiments sei in Calaspara. „Hole ihn hierher!“ befahl er, ich ritt fort und Sie müssen mir folgen.“

„Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein,“ antwortete ich; „wenn in Lucar Niemand krank, Niemand verwundet ist, so kann ich auch erst morgen dahin kommen.“

„Nein! Nein!“ rief Gordier lebhaft aus; „er hat mir befohlen, Sie sogleich mitzubringen, und ich muß Sie mitbringen. Wenn Sie mich nicht begleiten, wird er schon ein Mittel finden, uns etwas am Zeuge zu flicken; Sie kennen ihn nicht. Schnell kleiden Sie sich an! Ich habe ein Pferd für Sie mitgebracht.“

Ich entschloß mich endlich zum Aufstehen und Ankleiden, fluchte aber dabei gegen den Pater Guillaume und nahm mir vor, ihm meine Unzufriedenheit gar nicht zu verheimlichen, wenn es sich ergeben sollte, daß er mich ohne genügende Veranlassung zu solcher Stunde gestört.

Sobald wir Calaspara verlassen hatten, setzte der Quartiermeister sein Pferd in Gallop und ich mußte dasselbe thun, um ihm zu folgen. Wir ritten über eine Gegend ohne gebahnten Weg, die aber reich an Steinen, Büschen und Schluchten war. Mein Pferd war zehn Mal nahe daran, zu stürzen, und bei jeder solchen Gelegenheit stieß ich eine Verwünschung gegen den General Guillaume aus. Endlich ritt mein Führer, der ein ziemliches Stück voraus war, langsamer und wartete auf mich.

„Wir sind am Ziele,“ sagte er.

„Am Ziele?“ wiederholte ich verwundert, indem ich mich umblickte; „ich sehe ja nichts als Berge.“

„Bemerken Sie nicht da unten zu unsern Füßen etwas?“

„Diesen schwarzen Punkt?“

„Das ist das Schloß Lucar.“

„Da unten in diesem Abgrunde?“

„In diesem glückseligen Lande sind alle Berge kahl, wie der Scheitel eines Mönchs. Will man Wasser und Grün, so muß man in die Tiefe hinuntersteigen.“

„Wie ist aber in diesen Felsentrichter hinunterzukommen?“

„Es führt ein Weg hinunter, aber er ist schmal und wir werden wohl thun, wenn wir absteigen.“

Ich folgte dem Rathe Gordier's, der voranging und mich auf einem an dem Felsen sich herumziehenden Wege, der eine Art Fries über dem Abgrunde bildete, hinabführte. Die Pferde gingen mit Widerstreben, mit vorgestrecktem Halse und ließen sich am Zügel ziehen. Nach einem gefährlichen Gange von etwa zehn Minuten erreichten wir endlich einen freien Platz, an dessen Ende das Schloß stand.

Ein einziges Fenster war erhell, und hinter demselben erblickte man einen unbeweglichen Schatten.

Gordier machte mich darauf aufmerksam und sagte:

„Es ist der General; er wartet auf uns.“

## 2.

Das Zimmer, in welches mich der Quartiermeister führte, hatte einen Fußboden von schwarzem Marmor und blaue Ledertapeten mit Blumen in Relief. Es wurde durch eine silberne Lampe von gothischer Form erleuchtet. Vor dem Tischchen, auf welchem diese Lampe stand, saß der General, die beiden Hände in die Ärmel gesteckt. Er spielte in Gedanken mit einigen Briefen und Karten, die vor ihm lagen, während an der ande-



ren Seite, weiter zurück im Schatten, der Spanier Don Perez eben so unbeweglich saß.

Als die Thüre geöffnet wurde und der Quartiermeister mich anmeldete, dreheten sich beide um, aber nur der Baron stand auf.

„Endlich!“ sprach er. „Bei den fünfshundert Teufeln, wo sind Sie geblieben, Major?“

„Ich?“ entgegnete ich, von diesem Empfange und diesem Vorwurfe ganz verblüfft; „ich bin nirgends geblieben, da ich ja hier bin.“

„Sie haben sich Zeit genommen . . .“

„So viel Zeit als ich zum Aufstehen brauchte, General.“

„Sie lagen also im Bett?“

„Das ist so meine Gewohnheit in der Nacht.“

Er sah mich bärbeißig an, aber ich war so übel gelaunt, daß ich mich selbst vor dem Kaiser nicht gefürchtet haben würde.

„Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe,“ fuhr er in einem Tone fort, welcher deutlich bewies, daß er sich sehr darüber freute, „aber ich mußte mit Ihnen sprechen.“

„Ich bin ganz Ohr, Herr General.“

Er winkte Gordier, sich zu entfernen, riegelte die Thüre zu und trat dann wieder zu mir.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, Doctor,“ fuhr er fort, halb ernst, halb ironisch, „aber der Quartiermeister versichert, Sie wären der geschickteste Chirurg in der Armee.“

„Ich bin nicht geneigt, ihm jetzt zu widersprechen.“

„Er versichert, Sie hätten ihm die Augen erhalten.“

„Da hat er Recht.“

„Sie sind also Augenarzt.“

„Das war ich früher.“

„Haben Sie alle Ihre Instrumente bei sich?“

„Da sind sie,“ antwortete ich, indem ich mein Bindezeug hinlegte und auspackte.

„So machen Sie Alles bereit,“ sagte der Baron, der sich wieder niedersetzte; „wir werden Ihre Geschicklichkeit auf die Probe setzen.“

Diese Worte und diese Bewegung erinnerten mich plötzlich an das, was mir Gordier gesagt hatte, und die Augen wurden mir geöffnet.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ entgegnete ich mit unwillkürlichem Lächeln, „aber ich fürchte, der Herr General macht sich eine unrichtige Vorstellung von unserer Kunst.“

„Warum das?“

„Weil man sich nur unter gewissen Bedingungen an sie wenden kann. Wenn man die Sehkraft wieder herstellen soll, muß wenigstens ein Organ vorhanden sein.“

„Nun? Was meinen Sie damit?“

„Wo das Organ fehlt, ist jede Operation unmöglich, und dem Herrn General kann keine Wissenschaft das verlorene Auge wiedergeben.“

Der ehemalige Kapuziner sprang auf.

„Wollen Sie mich beleidigen?“ fragte er, vor Zorn ganz blaß.

„Sie haben mich nicht Thretwegen berufen lassen?“ erwiderte ich, im höchsten Grade verwundert.

„Wer spricht von mir? Haben Sie geglaubt, ich lasse Sie holen, um mir von Ihnen sagen zu lassen, daß ich einäugig sei? Glauben Sie, ich wisse es nicht, ich fühle es nicht, ich würde nicht durch Alles daran erinnert?“

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr General, da Sie aber nach meinen Kenntnissen in der Augenheilkunde fragten, so mußte ich glauben, Sie bedürften derselben.“

„Sie haben sich auch nicht geirrt.“

„Nicht in der Hoffnung, Ihr verlorenes Auge wieder zu erhalten?“

„Nein.“

„Zu welchem Zwecke also, General?“

„Sie sollen diesem Manne da ein Auge nehmen,“ antwortete er, und zeigte auf Don Perez.

Ich trat beleidigt zurück; der Spanier rührte sich nicht.

„Das ist der Grund, warum ich Sie kommen ließ,“ fuhr der alte Soldat fort, „und warum ich Ihnen solche Fragen vorlegte.“

„Nun, wahrhaftig,“ entgegnete ich mit Verdruß, „das lohnte die Mühe, einen ermüdeten Menschen aus dem Schlafe zu stören und ihn im Gallop über die Berge zu führen, um einen solchen Scherz mit ihm zu treiben!“

„Sie halten das für einen Scherz!“ rief der General aus, indem er seine Sammetmütze rückte; „wie soll ich Sie überzeugen, daß es mein voller Ernst ist? Herr, sehe ich so spaßlich aus?“

Es lag in dem Tone des Barons etwas so Hastiges, Ungefügiges, daß ich davon ergriffen wurde. Ich sah ihn an; sein Gesicht war bleich, sein Auge aber funkelte und seine zusammengekniffenen Lippen schienen ein leichter Schaum zu bedecken.

„Ach, ich scherzen!“ fuhr er fort, indem er mit der geballten Faust die Briefe bedeckte, welche auf dem Tische lagen. „Sagen Sie ihm doch selbst, Don Perez, daß es kein Spaß ist; an Ihnen, nicht an mir ist die Reihe zu sprechen.“

Don Perez stand auf, und ich erkannte jetzt erst, daß auch er sehr blaß war. Er kam auf mich zu und sagte in französischer Sprache, aber langsam, als suche er die Worte erst:

„Thun Sie, was der Baron sagt; ich will es auch.“

„Sie wollen einäugig werden, wie er?“ entgegnete ich spanisch.

„Wie er, ja,“ wiederholte Don Perez.

„Das ist ja ein wahnsinniges Verlangen.“

„Es ist nothwendig.“

„Sie sind gezwungen worden, Ihre Einwilligung zu geben?“

„Nein, ich gab sie freiwillig, — es muß so sein.“

„Warum muß es sein?“

„Das brauchen Sie nicht zu wissen.“

(Fortsetzung folgt.)